



Die Vergessenen des Weltkriegs

Von den mehreren hundert Zwangsarbeitern aus Osteuropa, die die amerikanische Militärverwaltung kurz nach dem Zweiten Weltkrieg in die Psychiatrie Wiesloch bei Heidelberg verlegt hatte, lebt heute noch eine Patientin aus der Ukraine. Sie und ihre Leidensgenossen waren im Kalten Krieg immer wieder Thema politischer Auseinandersetzungen zwischen Ost und West

Sie ist die letzte Lebende ihrer Gruppe, und sie weiß es nicht. Alexandra Iwanowa sitzt etwas scheu in ihrem Stuhl, ihr tastender Blick sucht einen festen Punkt, streift kurz den unbekanntem Besucher und findet schließlich Halt an einem Gegenstand auf dem Tisch. Mit ihr warten noch einige ältere Herrschaften auf das Mittagessen im Haus 41. Dass Alexandra Iwanowa aus der Ukraine stammt, weiß man hier, im Psychiatrischen Zentrum Nordbaden (PZN) in Wiesloch bei Heidelberg – viel mehr aber auch nicht. Nicht einmal das genaue Geburtsdatum der Patientin ist bekannt; die Krankenakten deuten auf die Zeit zwischen 1924 und 1927.

Nach Deutschland kommt sie wahrscheinlich 1942. Aus einem ukrainischen Dorf wird sie nach Bayern verschleppt und als Zwangsarbeiterin in der Landwirtschaft eingesetzt. Danach ist vieles unklar im Lebenslauf dieser Frau, von der keine Angehörigen bekannt sind. Sie wird von den Amerikanern über bayerische Kliniken 1947 in das damalige „Mental Hospital“ innerhalb der Wieslocher Psychiatrie verlegt, Diagnose: Schizophrenie, unheilbar. Ob das wirklich stimmt, ist heute nicht mehr so sicher, denn die Patientin ist mutistisch, das heißt, im klinischen Sinn stumm: sie spricht nicht, nicht einmal mit Menschen ihrer Sprache, und das seit Jahrzehnten.

Alexandra Iwanowa ist eine IRO-Patientin, und diese Bezeichnung stammt noch aus der frühen Nachkriegszeit, als die US-Armee in den von ihr besetzten Gebieten alle als psychisch krank diagnostizierten Ausländer in der Wieslocher Anstalt zusammenfasste. Die Gruppe der „Displaced Persons“ stand unter dem Schutz der International Refugee Organisation (IRO), die für das „Mental Hospital“ bis 1951 die Verantwortung trug – deshalb die Bezeichnung IRO-Patienten. Unter ihnen viele Zwangsarbeiter, Deportierte, Flüchtlinge, aber auch sogenannte Hilfwillige der deutschen Wehrmacht und ehemalige Angehörige der mit der Wehrmacht verbündeten Wlassow-Armee.



Die Geschichte der Patientin Iwanowa ist typisch für die „IROs“, wie man diese Patientengruppe hier schon immer nennt. Zwischen 1947 und 1951 waren es nahezu 800, die zumindest zwischenzeitlich in Wiesloch lebten; die meisten, zwei Drittel von ihnen kamen aus Osteuropa, einige waren dem sowjetischen Gulag entkommen, andere aus deutschen Konzentrationslagern befreit worden. Willkommen waren sie anfangs in Wiesloch nicht, die deutsche Klinikleitung wehrte sich gegen die Einrichtung des „Mental Hospital“ durch die Amerikaner und vor allem gegen die Unterbringung „landesfremder Patienten“, die, so der damalige Klinikleiter Prof. Dr. Gregor, den deutschen Patienten nur die Plätze wegnähmen.

Das Leben der IRO-Patienten war anfangs durch zwei Aspekte bestimmt: den Kalten Krieg und die deutsche Nachkriegspsychiatrie. Die Vereinbarungen zur Repatriierung von Sowjetbürgern, die Englands Premier Winston Churchill und sein Außenminister Anthony Eden bei der „Tolstoi-Konferenz“ 1944 in Moskau mit Stalin trafen, 1945 dann im Jalta-Abkommen bekräftigt, schlugen gleich nach Kriegsende in Wiesloch Wellen. Als ein Offizier der Roten Armee das PLK Wiesloch besuchte, um die Rückführung von Sowjetbürgern zu planen, brach in der Psychiatrie vor allem unter russischen und ukrainischen Patienten Panik aus. Es soll sogar Versuche der Selbstverstümmelung gegeben haben, um einer Expatriierung zu entgehen.

Die Reaktion dieser Patienten war eher ein Beispiel für gesunden Menschenverstand und Realitätssinn. Denn sie wussten, dass für viele von ihnen in der UdSSR unter Stalin zwei Arten des Empfangs bevorstanden: Transport in den Gulag oder gleich die Erschießung. Kaum einer wollte zurück in die Sowjetunion. Das Kreiswohlfahrtsamt Heidelberg notierte: „Die mit der Sichtung und Prüfung beauftragten russ. Offiziere und Ärzte mussten (...) fluchtartig die Heilanstalt wieder verlassen.“

So waren in der Frühphase des Kalten Krieges die IRO-Patienten immer wieder einmal Thema im deutsch-sowjetischen Verhältnis. Die Sowjets behaupteten anfangs, in der Bundesrepublik würden Sowjetbürger als Geiseln festgehalten und verlangten „Freilassung aus der Psychiatrie“, aber dann erlahmte sehr schnell das Interesse an den angeblichen Opfern des westlichen Imperialismus. Nach Stalins Tod gab es noch einmal Repatriierungsversuche durch ein von General Michailow geleitetes Komitee, doch dies zum Teil gegen die widerstrebenden Verwandten der Patienten in der Heimat, und außerdem waren die Sowjets hauptsächlich an arbeitsfähigen Menschen interessiert. Nur einmal, 1956, kam es an der deutsch-deutschen Grenze zu einer Übergabe von mehreren Wieslocher Patienten. Danach wurden die IRO-Patienten erst einmal vergessen.



Alexandra Iwanowa macht in dieser Anfangszeit Erfahrungen mit der deutschen Nachkriegspsychiatrie, die sie sicherlich nicht mehr vergessen wird. Seit Juni 1945 steht sie, zuerst in Bayern, dann in Wiesloch, in intensiver Behandlung mit Elektroschocks: wegen „Psychose-Demens“ und „Verdachts auf Schizophrenie“, so die Krankenakten. Wer diese schwerwiegende Erstdiagnose aufstellt, ist nicht bekannt, die Unterlagen weisen nur aus, dass sie kein Wort Deutsch versteht und auch dem Dolmetscher nichts zu ihrem Befinden sagt, „ob sie Stimmen hört oder Wahrnehmungen hat“.

Das stört die Psychiater nicht, auch nicht, dass Iwanowa nach jeder Schockanwendung epileptische Anfälle bekommt. Die Pfleger halten in ihren Aufzeichnungen akribisch am 2. Juli 1945 fest: „Benahm sich heute als sie zum Schock geführt werden sollte, ausserordentlich renitent. Klammerte sich in den Fussboden, an die Möbel des Gangs, an den Türpfosten. Musste schliesslich von 5 Pflegerinnen unter Aufbietung aller Kräfte zum Schockbett förmlich geschleift werden.“ Doch damit nicht genug. Schon eine Woche später, am 9. Juli, meldet ein Akteneintrag „starke Blutungen“ bei der IRO-Patientin Iwanowa, am gleichen Tag wird „eine Ausräumung gemacht, da es sich um einen Abortus handelte“. Vier Tage später die lapidare Feststellung: „Abortus Incompletus, Ausräumung in Evipannarkose.“ Dass Alexandra Iwanowa womöglich Opfer einer Vergewaltigung aus den letzten Kriegstagen ist, deshalb vielleicht verstört oder schweigsam, dass sie Angst hat, darüber zu sprechen, zumal in einem fremden Land, in das sie deportiert wurde, spielt bei der Diagnosestellung ganz offensichtlich keine Rolle. Die Ukrainerin wird in ihrem „stupurös-autistischen Zustandsbild“ weiterhin freigiebig mit Elektroschocks behandelt, bis 1954.

Solcherart Erfahrungen waren für die Gruppe der IRO-Patienten an der Tagesordnung. So demonstrierte der Wieslocher IRO-Patient Pjotr Dynkiewicz, auch er ein ehemaliger Zwangsarbeiter aus der Ukraine, in einer TV-Dokumentation sehr drastisch die schrecklichen Momente, als die Pfleger ihn zur Schockbehandlung abholen wollten, er sich versteckte und dann doch gefunden wurde. Die frühere Krankenpflegerin Hildegard Schreck dazu: „Die sind alle so ängstlich gewesen, besonders wenn die Schockbehandlung anstand. Viele sind unter die Tische gekrochen, das war nicht angenehm anzusehen.“

Dass die Diagnosen und die Behandlung der IRO-Patienten teilweise sehr fragwürdig waren, monierte der von den Amerikanern eingesetzte „Medical Liaison Officer“, Professor Hermanis Buduls, sehr früh. Der Exil-Lette, führendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Riga, zweifelte die pauschalen Schizophrenie-Diagnosen der deutschen Ärzte an und lag damit ziemlich quer zur deutschen Klinikleitung, die ihn dann auch 1951, nach Auflösung des „Mental Hospital“, in die Arbeitslosigkeit entließ. Vorher aber hatte Buduls nicht wenige



Krankenakten vernichtet, weil er seine Patienten vor dem stalinistischen Terror schützen wollte. Keine Akte, keine Personaldaten, keine Rückführung in die UdSSR – das war sein Credo.

Der einzige, der sich mit der Geschichte der IRO-Patienten intensiver beschäftigt hat, ist der deutsche Psychiater Franz Eduard Peschke. In seiner 1984 fertiggestellten Doktorarbeit „Ausländische Patienten in Wiesloch“ bemängelt er vor allem die Tatsache, dass die allermeisten Diagnosen ohne Berücksichtigung der individuellen Patientengeschichten, die von fürchterlichen Kriegserfahrungen bestimmt waren, getroffen wurden. Peschke war zeitweise auch der ärztliche Betreuer von Alexandra Iwanowa, und sein lakonisches Fazit lautet heute: „Mit vielen IRO-Patienten konnte man sprachlich überhaupt nicht kommunizieren, und somit war eine Diagnose eigentlich nicht möglich. Es waren Vermutungen, keine Diagnosen.“

In der Tat gab es Beispiele genug, die fragen lassen, wie solche Diagnosen zustande kamen. Etwa bei Pjotr Dynkiewicz, der von einem US-Militärarzt, kein Psychiater, für schizophren erklärt wurde; Dynkiewicz starb 1997 in der Wieslocher Psychiatrie. Auch Veronika Svilans' Diagnose war nur schwer nachzuvollziehen. Die aus Lettland nach Bayern Geflüchtete hatte einen Arbeitsunfall, sprach kein Deutsch und wurde 1945 in einer Kemptener Klinik, bestückt mit Chirurgen, Zahnärzten und HNO-Spezialisten, für schizophren erklärt. Die IRO-Patientin starb 2005 in Wiesloch.

Auch Alexandra Iwanowa wird ihr Leben in dieser Klinik beenden – das Leben einer Zwangsarbeiterin, das seit mehr als sechzig Jahren von der deutschen Psychiatrie bestimmt ist: Elektroschocks, Psychopharmaka, Arbeitstherapie und dann ab den achtziger Jahren langsam die Phase der differenzierten Behandlungen. Für Patientin Iwanowa, wie auch die anderen IRO-Patienten, kam die Psychiatrie-Enquete der siebziger Jahre und die darauf folgende allmähliche Öffnung der Nervenheilstätten zu spät: die ehemaligen Zwangsarbeiter und Flüchtlinge waren durchweg hospitalisiert, auf Betreuung und Versorgung angewiesen. Kaum ein Versuch, IRO-Patienten in ein Leben außerhalb der Klinik zu führen, gelang. Und auch eine Überprüfung der Diagnosen war jetzt nicht mehr möglich.

Die letzte der IRO-Patienten hat dies alles überstanden, sich in den Klinikalltag eingefügt, so lang es ging regelmäßig in der Bügelstube oder der „Schälkuche“ gearbeitet, und, wie Krankenpflegerin Regine Seitz meint, „überhaupt keine Probleme gemacht; sie ist eine ruhige Zeitgenossin und fühlt sich wohl hier, das zeigt sie auch“. Frau Iwanowa lebt jetzt in ihrem sonnendurchfluteten Einzelzimmer im Haus 41, inmitten einer großzügigen, parkähnlichen Landschaft, und jetzt, in den letzten warmen Herbsttagen, kann sie auch auf



der Veranda sitzen oder einen kleinen Spaziergang in Begleitung machen. Die Atmosphäre im PZN wirkt entspannt, auf dem Gelände begegnen sich Wieslocher Bürger, die das schöne Wetter zu einem kurzen Ausflug nutzen, Eltern mit ihren spielenden Kindern, Patienten, Klinikangestellte und Besucher – die Psychiatrie als „offener Raum“. Nur die forensische Abteilung ist abgeschlossen und liegt etwas abseits.

Als „die letzten Vergessenen des Zweiten Weltkriegs“ hat der SPD-Bundestagsabgeordnete Gert Weisskirchen die Wieslocher IRO-Patienten einmal bezeichnet und bemängelt, dass die ehemaligen Zwangsarbeiter vom deutschen Staat – außer einer Ausnahme – nie eine Entschädigung erhalten haben. Die einzige Anfrage diesbezüglich an die Bundesregierung in den achtziger Jahren stammt von ihm, und sie blieb ohne Erfolg. Weisskirchens Initiative ging auf deutsche Presseberichte zurück, die 1980 das Thema IRO-Patienten noch einmal öffentlich machten. Die russische Nachrichtenagentur TASS sprach daraufhin wahrheitswidrig von „Sowjetbürgern, die in den Klauen der deutschen Psychiatrie sind und mit Elektroschocks gequält werden“.

Die deutsche Politik hat sich um dieses „Strandgut des letzten Krieges“ (Weisskirchen) nie wirklich gekümmert. Doch zumindest in Wiesloch sollen die IRO-Patienten nicht vergessen sein. Eine Initiative von Beschäftigten des PZN – Ärzte, Pfleger, Sozialarbeiter – hat eine Sammlung veranstaltet und ein kleines Mahnmal für diese Patientengruppe bei einer Künstlerin in Auftrag gegeben. Ende Januar 2007 soll es fertig sein und das Mahnmal für die gequälten und getöteten Patienten aus der Zeit des Nationalsozialismus ergänzen. Auf dem klinikeigenen Friedhof bleibt für Alexandra Iwanowa ein Platz reserviert – neben Namen wie Wyskrebetz, Kukajewa, Hrybinka, Byzyski oder Svilans. Für sie alle war die Wieslocher Psychiatrie Endstation eines tragischen Lebenslaufs aus den Wirren des Zweiten Weltkriegs.

(FAZ 14.12.2006, S. 3)